

Ein Wort an die Mütter : Alltägliches aus dem Kinderleben

Autor(en): **Furtmüller, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Frauenbestrebungen**

Band (Jahr): - **(1915)**

Heft 9

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-326218>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Waisenkinder aus Deutschland und Frankreich in der Schweiz.

Da die Anfrage um Aufnahme von Kriegswaisen vom politischen Departement ausgegangen ist, ist anzunehmen, dass sich dasselbe von Gesichtspunkten leiten liess, die vielleicht nicht vor der grossen Öffentlichkeit breitgetreten werden sollten, welche aber sicher verdienen, respektiert zu werden. — Auf die auch in unserer Zeitung (Nr. 8) publizierte Ablehnung von Herrn Pfarrer Wild antwortet nun die Präsidentin des Schweiz. gemeinnützigen Frauenvereins, in ihrer warmherzigen Weise, Folgendes:

„Als die Anfrage an mich gelangte, ob der Schweiz. gemeinnützige Frauenverein es übernehmen wolle, während einiger Zeit armen Kriegswaisen ein stilles, liebevolles Asyl zu verschaffen, da traten auch zuerst die vielen armen schweizerischen Waisenkinder vor meine Seele, und ich wog lange hin und her, ob wir, in Anbetracht der schweren Zeiten, es wagen dürfen, unsere Hilfe über die Grenzen auszudehnen. Bei den ersten Betrachtungen in stiller, feierlicher Abendstunde entrang sich aber immer wieder meiner Brust ein unwiderstehliches „Ja“ und bezwang alle auftauchenden Zweifel.

Haben nicht unzählige, fleissige Frauenhände das heilige Werk der Menschenliebe, das unser Bundesrat mit der Heimführung von Evakuierten und Verwundeten unternahm, unterstützt; ja, es zu dem gemacht, was es geworden ist? Ein Werk überschäumender, ergreifender Menschenliebe! Auch damals habe ich bei den ersten Transporten Stimmen gehört, die sagten: „Das war viel zu viel! Die Leute wurden mit Liebesgaben geradezu überschüttet. Man hat gar nicht mehr daran gedacht, dass diese Armen heimgehen in ihre Heimat, wo reichlich für sie gesorgt werden wird, wo warme, dankerfüllte Frauenherzen, wo ihr Vaterland sich eine Ehre daraus machen werden, ihnen so viel als möglich zu ersetzen, was sie verloren. Das Geld für Schokolade, für Fähnchen (die ja gerade so unendlich viel Freude machen!), hätte man für andere Arme ausgeben können!“ Dem kalten Denker mag wohl diese oder jene Kritik für einen Moment als berechtigt erschienen sein, und doch möchte heute kein Schweizer, dess bin ich sicher, dass es anders gewesen wäre. Diese unaufhaltbare, überschäumende Menschenliebe war der hehre Ausdruck unserer Volksseele, der Ausdruck dieses sonst so bedächtigen Schweizervolkes, das in seiner Barmherzigkeit und Menschenliebe keine Grenzen kennt.

Und diese Gedanken machten mich zur Feder greifen und dem Zentralvorstand den Vorschlag unterbreiten. Und, wohl getragen von ähnlichen Erwägungen, kam ein einstimmiges, freudiges „Ja!“ zurück und hat in den Sektionen Widerhall gefunden.

Und wie die den Evakuierten und den verwundeten Kriegern erwiesene Freundschaft ein enges Band knüpfte zwischen unsern Nachbarn und unserem Land, so werden die Kriegskinder der aufwachsenden Generation erzählen von der Schweiz, wo drei Nationen (trotz ihrer verschiedenen Art und ihrer verschiedenen Sympathien) glücklich miteinander leben, in der aufwachsenden Generation neue Bande der Freundschaft schmieden zwischen ihrem und unserem Lande.

Aber die wohlgemeinten Worte von Pfarrer Wild wollen wir gleichwohl beherzigen und ihnen nachleben. Unser Verein hat es zum Teil schon getan. An der Jahresversammlung in Aarau hat Herr Pfarrer Müri unsern Frauen in erhebender Weise ihre Stellung in Schule und Armenpflege gezeigt. Mit ergreifenden Worten hat Herr Pfarrer Stettler an der Versammlung in Bern unsern Mitgliedern die ihnen vom neuen Zivilgesetz übertragene Würde, Vormünderinnen verwaister Kinder sein zu dürfen, ans Herz gelegt. An der Versammlung in Lausanne wurde eine Kommission für Kinder- und Frauenschutz gewählt, deren Mitglieder alle schon in der Armenpflege gearbeitet haben. Die Aufgabe dieser Kommission soll in nächster Zeit darin bestehen, Witwen und Waisen mit Rat und Tat zu helfen. Und die Mittel? „Wohlthun verarmt nicht“, hat ein bedeutender bernischer Staatsmann gesagt. Und aus einem dankbaren Blick und einem tief empfundenen „Vergelt's Gott, d'Ihr sollt nüt desto weniger ha“ blüht neuer Segen auf.

Wenn bis jetzt eine beschämend kleine Zahl unserer Sektionen und unserer Mitglieder Vormundschaften übernommen haben, so liegt das, meinen Erfahrungen gemäss, meist daran, dass so viele Männer ihren Frauen abraten, Vormundschaften zu übernehmen. „Mein Mann will nicht, dass ich eine Vormundschaft übernehme. Es komme doch nichts dabei heraus, man habe dabei nur Verdruss und Mühe“, habe ich unzähligemale von Frauen gehört, die in jeder Hinsicht wohl befähigt gewesen wären, die beschützende Leiterin eines armen Wesens zu werden. Wenn Herr Pfarrer Wild als Mitglied des Vorstandes der Schweizer. gemeinnützigen Gesellschaft es übernehmen wollte, in seiner gewohnten warmen und überzeugenden Art den Mitgliedern seines Vereins bereitwillig zu machen, wie unrecht es sei, wenn der Mann seine Frau von

der Übernahme einer so edeln Pflicht abzuhalten suche, so hätte die Übernahme unserer Kriegskinder schon jetzt unserem Vaterland Segen gebracht, die beiden Vereine würden wieder einmal, wie schon oft, mit vereinten Kräften ein Liebeswerk zur Blüte bringen. Und was auf der Welt gäbe es Schöneres, als jedem Waisenkind, oder jedem, dem die richtige Führerin fehlt, eine kluge Frau als Vormünderin, als eine Art Schutzengel oder „Gotte“ zur Seite zu geben?

So wollen wir das eine tun und das andere nicht lassen. Dem Drange des Herzens folgend, wollen wir in Liebe die Kriegskinder aufnehmen, ihnen in der Zeit, wo sie bei uns sind, das Weh, das ihre armen Kinderseelen drückt, lindern helfen, damit sie gesund und gestärkt in ihre Heimat zurückkehren können. Und dabei wollen wir nicht vergessen, dass bei uns auch ohne Krieg manch armes Kinderherz nach Liebe dürstet.

Berta Trüssel.*

Ein Wort an die Mütter.

Alltägliches aus dem Kinderleben.*

Von Dr. Carl Furtmüller.

Welche Rolle spielt das Problem des Geschlechtsunterschiedes im kindlichen Seelenleben? Dieser Frage haben Psychologie und Pädagogik bisher nicht im entferntesten die gebührende Beachtung geschenkt. Man könnte ja freilich auf die bevorzugte Stellung hinweisen, die das Sexualproblem in den Erörterungen berufsmässiger und noch mehr dilettierender Pädagogen einnimmt, auf die in der letzten Zeit freilich etwas abgedämpfte, aber doch nie ganz zur Ruhe gekommene Diskussion über Tunlichkeit, Zeitpunkt, Umfang und Methode der sexuellen Aufklärung. Damit hätte man unsere Behauptung nun keineswegs widerlegt. Man hätte aber allerdings einen Fingerzeig gegeben, der zu einer Erklärung dieses auffallenden Tatbestandes hinleitet. Gerade dadurch nämlich, dass aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, ein Teilproblem so ausschliesslich in den Vordergrund trat, wurde das zugrunde liegende Hauptproblem der Beachtung entzogen. Man tat so, als ob hier überhaupt nur die physiologische und die erotische Bedeutung der Geschlechtlichkeit in Betracht käme und übersah ganz, dass die ungeheure soziale Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes, die weit über das Sexuelle hinausgeht und sich in allen Lebensbeziehungen geltend macht, dem Kinde schon in überraschend früher Zeit, wenn auch zunächst nur dunkel und ahnungsweise, entgegentritt. Lange, bevor das Kind in der Person anderen Geschlechts das „Geschlechtswesen“ im engeren Sinne sieht, sind für dasselbe mit den Begriffen Männlich — Weiblich bestimmte Wertungen verknüpft, scheint ihm die Geschlechtszugehörigkeit auf eine gewisse Rolle, die man im Leben zu spielen, auf Aufgaben, die man zu erfüllen, auf Schicksale, die man zu erleiden hat, hinzudeuten. Erst wenn man diesen Mutterboden kennt, kann man die Bedeutung, die die eigentlichen Sexualprobleme für das Kind haben, abschätzen und verstehen. So müsste die von uns verlangte Erweiterung des Gesichtskreises gerade auch der speziellen Sexualpädagogik zugute kommen, indem sie ihr ein breites und gefestigtes Fundament schafft.

Es ist also gewiss von der höchsten praktischen Bedeutung, eine immer grössere Zahl von Erziehern für das eingangs festgestellte Problem zu interessieren. Diesem Zwecke möchte auch die folgende Anregung zu einer bescheidenen, aber gewiss nicht fruchtlosen Sammelforschung dienen. Es würde sich darum handeln, kleine Züge aus dem Kinderleben, die auf unsere Frage Bezug haben, aufzuzeichnen und zu veröffentlichen. Und zwar denke ich dabei nicht an besonders auffallende, interessante, verblüffende oder geistreiche Handlungen oder Aussprüche von Kindern, sondern gerade an recht alltägliche, „banale“, die sich eben dadurch als typisch ausweisen. Ihre schriftliche Fixierung würde sie ins volle Licht der Aufmerksam-

*) Aus der Zeitschrift für Individualpsychologie.

keit rücken und uns zu der Prüfung veranlassen, was sie denn eigentlich als Symptom bedeuten. Und ihre Alltäglichkeit liesse erhoffen, dass jede von diesen kleinen Geschichten den Leser gewissermassen zu einer kleinen Sammelforschung für den Privatgebrauch anregen könnte, indem er an ähnlichen Erlebnissen nicht mehr achtlos vorüberginge, sondern sie festhielte und auf ihre Bedeutung hin prüfte. Gerade auf diese Erweckung der psychologischen Selbsttätigkeit, diese Schärfung der eigenen Beobachtung muss es ankommen. Mit freier Verwendung eines Kantischen Wortes könnte man sagen, dass wir nicht Psychologie zu lehren haben, sondern Psychologisch-sehen. Das hängt eng mit der mangelnden „Exaktheit“ der Individualpsychologie zusammen. Ein Experiment kann man beliebig oft wiederholen; ebendeshalb kann der einzelne auf diese Wiederholung verzichten und sich trotzdem die Resultate zu eigen machen. Uns stehen Experimente nicht zu Gebot, und deshalb muss sich individualpsychologische Kenntnis im letzten Grunde auf der konkreten Erfahrung des einzelnen aufbauen.

Um nun meinen Vorschlag auch durch Beispiele zu erläutern, mache ich den Anfang mit der Mitteilung und Würdigung zweier Schüleraufsätze. Den ersten entnehme ich dem Buche von Jensen und Lamszus: Der Weg zum eigenen Stil (S. 188 ff.). Ein zwölfjähriges Mädchen, das in seinen Aufsätzen über eigene Erlebnisse frei berichten darf, liefert folgende Arbeit:

Werner will kein Mädchen sein. Wir sassen gemütlich in der Wohnstube, nur Werner sass gedrückt und traurig in einer Ecke.
„Na, Werner, was fehlt dir denn?“ sagte meine Mutter.
„H, ah, nichts“, sagte er und stöhnte, als wenn er grosse Schmerzen hätte.

„Du magst wohl kein Junge mehr sein? Du willst wohl lieber ein kleines Mädchen werden?“ sagte meine Mutter, denn hiermit kann man ihn furchtbar ärgern.

Erst machte er ein Gesicht, als wenn er gar nichts gehört hätte. Dann sagte er: „Mädchen? Ne, solche Därrn will ich nicht sein.“

„Ach, Werner, denn bekommst du zu deinem Geburtstag hübsche, weisse Hosen mit Spitzen d'ran.“

„Och ne, glos nich.“

„O, Werner, und dann bekommst du ein hübsches, weisses Kleid und zwei lange Zöpfe und Bänder in die Zöpfe“, sagte meine Mutter, sich das Lachen verbeissend.

„Ne, wenn de mir so was schenken willst, denn will ich haupt gar nichts haben, denn schmeiss ich haupt alles von mein Eburtag-tisch runter. ja. das tu ich“, sagte er mit der Hand abwendend und vor Wut bekam er einen ganz roten Kopf.

„Willst du denn immer mit deinen schwarzen Samthosen gehen? Findest du die dann besser?“

„O, deutend hübscher find ich die, aber Mädchen sein, das will ich nicht.“

So regte er sich darüber auf. Er wollte doch kein Mädchen sein; und er war erst beruhigt, als meine Mutter sagte:

„Na, denn bleib' man lieber ein Junge.“

Die kleine Szene ist ungewöhnlich lebendig, anschaulich erzählt, aber in ihr selbst liegt gewiss nichts Ausserordentliches. Ähnliches spielt sich in unzähligen Kinderstuben unzählige Male ab. Widmen wir aber trotzdem diesem einen Vorfall unsre spezielle Aufmerksamkeit! Da wird uns sofort klar, dass dieser Vorfall als vereinzelter überhaupt nicht denkbar ist, sondern dass er viele an sich ebenso belangloser Vorfälle zur Voraussetzung hat. Denn wie kommt es denn, dass man den kleinen Jungen furchtbar ärgern kann, wenn man ihm ankündigt, er werde ein Mädchen werden? Über Wert und Schicksal des Weibes wird niemand mit dem Knirps philosophiert haben, sondern die Worte und die Haltung seiner Umgebung bei zahllosen Anlässen des täglichen Lebens müssen in ihm allmählich die Vorstellung erweckt haben, die Zumutung, ein Mädchen zu werden, habe etwas Herabsetzendes. Und freilich, indem seine Umgebung dies als ein geeignetes Thema für Neckereien anerkennt, bestätigt sie ausdrücklich, dass sie seine Meinung teilt. In demselben Milieu aber lebt auch seine Schwester, auch ihr muss also dasselbe Werturteil

immer wieder, gewissermassen aus allen Poren des täglichen Lebens, entgegentreten. Wie muss das nun auf das Mädchen wirken? Einen Fingerzeig gibt uns die Tatsache an und für sich, dass es diesen Bericht geschrieben, dass es aus all seinen kleinen Erlebnissen einer ganzen Reihe von Tagen gerade diesen Dialog der Aufzeichnung wert gehalten hat. Das zeigt uns, dass es begonnen hat, diese Dinge besonders zu beachten, dass es gewissermassen auch seine kleine Sammelforschung treibt. Die laute Heiterkeit, mit der sie die Sache vorträgt, mag uns ein wenig gezwungen vorkommen. Und diese Erzählung, darin einem Kunstwerk innerlich verwandt, soll von einem beunruhigenden Eindruck befreien, indem sie ihn darstellt. Sie zeigt uns aber auch, wie die Verfasserin auf die ihr entgegretende und von ihr tendenziös unterstrichene Minderwertung ihres Geschlechts in der Realität reagiert. Sie sucht eine Kompensation, indem sie den Altersunterschied zwischen sich und dem Brüderchen besonders hervorhebt und sein kindisches Wesen altklug belacht. Von hier aus verstehen wir nun das eifrig bemutternde Wesen älterer Schwestern gegenüber jüngeren Brüdern, das hochmütig-tyrannische Wesen manches Backfisches gegenüber seinen jugendlichen Verehrern und ähnliche Einstellungen bei erwachsenen Mädchen und Frauen.

Doch beschäftigen wir uns auch einen Augenblick lang mit dem Helden unserer Geschichte. Was bei ihm am meisten auffällt, ist seine Einschätzung des mütterlichen Vorschlages, ein kleines Mädchen zu werden. Er reagiert darauf, als ob das die plausibelste Sache von der Welt wäre, deren Ausführung nur von seinem oder seiner Mutter Willensentschluss abhinge. Nun darf man freilich nicht übersehen, dass es sich bei dieser Neckerei um eine Art Spiel handelt und die Annahme von der Vertauschbarkeit des Geschlechts sich als eine stillschweigend vorausgesetzte Spielregel darstellt. Im Ernste erscheint ihm die Sache gewiss viel problematischer, da würden ihm ob der Möglichkeit solchen Rollentausches gewichtige Zweifel auftauchen. Aber eben Zweifel und keine Gewissheit. Wir finden hier also die Überzeugung von der Minderwertigkeit der Frau in einem Zeitpunkt, wo die Unabänderlichkeit der eigenen Geschlechtszugehörigkeit dem Kinde noch keineswegs voll zu Bewusstsein gekommen ist. Welche Bedeutung das für die weitere Entwicklung haben kann, dafür finden wir eine Andeutung in der zweiten Schülerarbeit, die ich mitteilen will.

Ein elfjähriger Knabe liefert mir:

Eine selbsterfundene Geschichte. Winter war's, dazu ein recht grimmiger! Robert, der einzige, verwöhnte Knabe des Hauses, der bisher nur hinter dem Ofen gesessen war, sollte nun ins Freie und Schlittschuh laufen lernen. Ach, wie schrie und tobte er, als er das erstmal auf die Eisbahn kam. „Kalt ist mir, kalt; und ich falle, falle!“ Alles Zureden half nichts und die Mutter wurde endlich böse. Da setzte sich auf einmal ein Zwerglein auf die Schulter des ungebärdigen Knaben, tippte ihm mit seinen eisigen Fingerchen an und raunte ihm in das Ohr: „Was, du willst ein mutiger Knabe sein und gebärdest dich wie ein furchtsames Mädchen? Gleich werde ich dich zur Strafe in ein solches verwandeln.“

Dies wirkte Wunder! Ein nochmaliger Versuch auf dem Eise unter Mithilfe der Mutter, und es gelang. Wieder erschien das Männchen, lächelte ihm freundlich zu und sprach: „Siehst du, dass es ging; lerne jede Angst im Leben mit Mut bezwingen und es wird dir gelingen.“ Damit verschwand der Zwerg. Nie wieder zeigte Robert Angst.

Hier finden wir das Motiv von der Vertauschbarkeit des Geschlechts freilich rein poetisch verwertet, ohne dass an seine Realisierbarkeit auch nur im leisesten gedacht würde. Aber es ist deswegen keineswegs bedeutungslos. Hatte es sich bei dem kleinen Knirps um die konkrete Frage gehandelt, ob er ein Bub oder ein Mädels sein solle, so stehen dem heranwachsenden Knaben Männlichkeit und Weiblichkeit als zwei abstrakte Prinzipien vor Augen, die zusammen die ganze moralische Welt ausfüllen und zwischen denen er nun wählen

soll. So zeigt er uns denn seinen Helden in einer Situation, die an Herkules am Scheidewege gemahnt. Dort handelte es sich um Wertunterschiede in Einzelfällen, hier sind die Gegensätze Männlich — Weiblich zu den Polen eines jeden Wertmassstabes geworden. Und so besteht für den Knaben erst recht wieder die Möglichkeit, zum „Weib“ zu werden, eine Möglichkeit, vor der er sich durch Unterdrückung aller „weiblichen“, durch Betonung aller „männlichen“ Eigenschaften sichern will. Bei diesem Elan zum Männlichen hin kann nun die Erinnerung an die einstige tatsächliche Unsicherheit über die eigene Geschlechtsrolle gute Verwendung finden. Das Gleichnis wirkt anfeuernd; es gilt, den Abweg ins Weibliche so entschlossen zu vermeiden, als ob tatsächlich die Gefahr bestünde, sich in ein Weib zu verwandeln. Es ist gewiss kein Zufall, dass die Arbeit von einem der kleinsten Schüler der Klasse stammt, von einem zarten, von den Eltern übersorglich behüteten Knaben, der durch geistige Frühreife, durch etwas vorlaute Schlagfertigkeit im Gespräch, durch Ehrgeiz in körperlichen Übungen verrät, dass er auf in der körperlichen Konstitution und im Milieu beruhendes Minderwertigkeitsgefühl mit einem starken Drang nach Überkompensation reagiert.

So führt uns die vorurteilslose Betrachtung zweier unscheinbarer Mitteilungen aus dem Kindesleben eng heran an das Problem des „männlichen Protestes“, das Alfred Adler aufgerollt hat¹⁾. Gewiss, „interessantere“ Beispiele hätten reichlicheren Ertrag liefern können. Aber ich habe ja schon erwähnt, warum ich „uninteressanten“ Fällen eine Überzeugungskraft eigener Art zuschreibe. Und dann: Je mehr die Erzieher lernen werden, die unauffälligen und alltäglichen Äusserungen des Kindes in ihrer vollen psychologischen Tragweite zu verstehen, um so seltener werden die abnormalen Äusserungen werden.

Jahresbericht des Frauenstimmrechtsvereins Winterthur 1914/15.

Wie tief der Krieg auch in unser letztjähriges Arbeitsprogramm eingegriffen, kommt uns erst jetzt, wo wir daran sind, uns Rechenschaft über die im verflossenen Jahre geleistete Arbeit zu geben, zum vollen Bewusstsein. Mehr als einmal hiess es verzichten auf eine Arbeit, auf deren Durchführung wir uns gefreut hatten. So fiel z. B. die geplante Wiederaufnahme der so wohl gelungenen Elternabende für den Winter 1914/15 dahin. Dafür öffneten sich uns Gebiete neuer Tätigkeit; denken wir nur an die Aufgaben der „Frauenhilfe“, wo uns in so reichem Masse Gelegenheit geboten wurde, tatkräftig mitzuhelfen, speziell in der Abteilung für Kinderfürsorge.

Zu Anfang des Jahres wurde für das Bundesgesetz betr. die Krankenversicherung Propaganda gemacht; bereits war auch schon ein hiesiger Arzt für einen Vortrag gewonnen worden. Durch den Krieg musste die Sache auf gelegeneren Zeiten verschoben werden.

Die von einer Anzahl zürcherischer Frauenvereine zur Unterzeichnung eingesandte Eingabe an den Kantonsrat betr. das aktive und passive Wahlrecht der Frauen in Kirchen-, Schul- und Armensachen wurde zustimmend erledigt, ebenfalls der zugestellte Entwurf zur Änderung der Statuten des Bundes schweizerischer Frauenvereine.

Wir unterstützten die an den grossen Stadtrat gerichtete Eingabe bezüglich Einführung der Polizeistunde, sowie die Eingabe zürcherischer Frauenvereine an die Strafgesetzkommision betreffend § 63 für das neue schweizerische Strafgesetzbuch.

¹⁾ Vgl. vor allem Adlers Arbeiten über „Psychischen Hermaphroditismus“ und über „Trotz und Gehorsam“ in „Heilen und Bilden“.

An alle politischen Parteien des Kantons sollte auf den 1. August eine Anfrage gerichtet werden, wie sie sich zur Frage des Frauenstimmrechts stellen. Auch dieser Plan musste begreiflicherweise zeitgemässeren Aufgaben weichen.

Mitte März durften wir in der Guttemplerloge Frau S. Glättli aus Zürich als Rednerin über das Frauenstimmrecht begrüssen. Unterstützt durch verschiedene Winterthurer Frauenvereine gelang es uns, Herrn Prof. Ragaz für einen Vortrag über: „Die Frau und der Krieg“ zu gewinnen. Wem es vergönnt war, den tiefgründigen Vortrag anzuhören, wird sich voll Dankbarkeit der schönen Worte des Redners erinnern. Fr. Honegger aus Zürich stellte sich uns als Referentin in einer Propagandaversammlung für den Frauenweltbund bereitwilligst zur Verfügung.

Auf den 25. April 1914 hatte unsere Sektion die Generalversammlung des schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht übernommen. Leider mussten wir von Neuem erfahren, wie wenig unsere Bestrebungen und Ziele sich der Gunst des Winterthurer Publikums erfreuen. Wir bedauerten das doppelt, da wir manche wertvolle Anregung und praktische Aufmunterung zu unentwegtem Vorwärtstreben für unsere Sache mit nach Hause trugen.

Das vergangene Jahr lässt uns auf keine grossen Ererungenschaften und Siege stolz sein. Aber ein kleines Stück sind wir unserem fernen Ziele doch näher gerückt und diese Gewissheit spendet uns Kraft und Mut, auch weiterhin mitbauen zu helfen an dem grossen, gerechten Werk und wären die Bausteine, die wir paar Wenige herbeischaffen, auch noch so klein.

M. W.

Aus den Vereinen.

Für die Jugend. Den Beratungen über die diesjährige Arbeit lag ein Aufruf von Herrn Bundesrat Hoffmann zu Grunde. Der Krieg bleibt auf die Arbeit der Stiftung nicht ohne Einfluss. Die Ereignisse seit den ersten Augusttagen haben gezeigt, worin es bei uns besser werden muss. Kaum war die unmittelbare Kriegsgefahr vorüber, so fehlte ein einheitlicher Gedanke, der alle persönlichen Regungen zurückgedrängt hätte.

Die Stiftung fordert alle, die jung sind und jung fühlen, zur Mitarbeit auf, durch Eintreten für die Ziele der Stiftung und besonders durch Arbeit des Einzelnen an sich selbst.

Geleitet von den Gedanken des Aufrufs hat der Stiftungsrat beschlossen:

Die Jahresarbeit 1915 soll dem Ausbau der Mitarbeiter-Organisation gewidmet sein zu dem Zweck, im ganzen Land die Erkenntnis zu vertiefen, dass die Zukunft des Landes in erster Linie von einer starken, geistig und körperlich gesunden Jugend abhängt, einer Jugend, erfüllt von dem Willen, dem Land zu dienen.

Falls nächsten Dezember ein Karten- und Markenverkauf stattfinden kann, so wird der Ertrag ohne nähere Zweckbestimmung „Für die Jugend“ verwendet, während bisher speziell für die Tuberkulose-Bekämpfung bei der Jugend gearbeitet und dafür in zwei Jahren Fr. 259 166.27 ausgegeben wurde.

Sofern nicht besondere Umstände eintreten, soll der Hauptteil des Jahresertrages unsern Lokalkommisionen der ganzen Schweiz überwiesen werden. Sie sind frei, zu entscheiden, welche Bestrebungen in ihrer Gegend am ehesten der Unterstützung bedürfen.

Hephata-Verein Zürich. Zum 2. Jahrestage seiner Gründung hat der Hephata-Verein einen Bericht herausgegeben, der von reger Arbeit Zeugnis ablegt. Nebst Rat und Auskunft über Erwerbsmöglichkeiten liefen eine Menge von Anfragen ein über Hörapparate, Heilmethoden, Ohrenärzte, Ableseurse usw. — An 20 Abenden im verflossenen Jahre fanden sich die Mitglieder zur Pflege der Geselligkeit. Auch eine Bibliothek wurde gegründet, sowie ein Monatsblatt „Hephata“, welches die Mitglieder auf Fr. 2.— zu stehen kommt.

Herr Pfarrer Keller am St. Peter hat in verdankenswerter Weise Gottesdienste für die Schwerhörigen übernommen und je am 1. Freitag des Monats erteilt Herr Prediger Bietenholz eine Bibelstunde. — In einem schönen Vortrage, der im Drucke erschienen ist (F. Lohbauer, Zürich), betitelt: Was will der Hephata-Verein? berichtet Herr Lehrer Bosshardt in bewegten Worten von den Schwierigkeiten, welche den mit diesem Übel Behafteten ein erspriessliches Vorwärtkommen erschweren und wie sehr hier eine für- und vorsorgliche Liebestätigkeit am Platze ist. Schwester Anna Eidenbenz in Mariahalde,